

VERITY

Wahrheit ist eine Anomalie

von Robert Luh

LESEPROBE

Prolog

„Hallo Welt!

Okay, das ist zugegeben ein ziemlich bescheuerter Anfang für die wohl epischste Niederschrift seit der neuen Speisekarte des Chinarestaurants um die Ecke. Neuer Versuch:

Ich bin ein Eiszapfen in der Sahara, eine Flamme in den Weiten des Alls.

...

Das klingt nicht viel sinnvoller, oder? Wer hätte gedacht, dass ein simpler *Anfang* so schwierig sein könnte. Vielleicht sollte ich einfach nur meinen Namen und einen Haftungsausschluss auf das Deckblatt kritzeln und es dabei belassen.

„Dies sind die Gedanken von Verity, einer wandelnden Anomalie. Pures Chaos ist ihr ständiger Begleiter. Sie hört Stimmen, die nicht sprechen und sieht das Unsichtbare. Außerdem ist sie Zynikerin. Weiterlesen auf eigene Gefahr.“

Ja, das klingt schon besser. Allerdings habe ich jetzt bereits eine halbe Seite verschwendet und immer noch nicht mit dem eigentlichen Tagebuch begonnen. Zumindest habe ich jetzt eine Art von Anfang – ob ich es will oder nicht.

Es ist wohl unnötig zu erwähnen, dass beschriebenes Papier nicht ganz mein Metier ist. Nein, ich bin in Wirklichkeit in einer ganz anderen, weit weniger greifbaren Welt zuhause. Und hier beginnt es schlagartig kompliziert zu werden:

Ich besitze einen wortwörtlichen sechsten Sinn, der mich in ein normalerweise unsichtbares Reich blicken lässt. In eine Realität, die für andere Menschen nur schwer vorstellbar ist. Dennoch ist die moderne Gesellschaft von diesem...Äther abhängig wie ein Junkie von seinem nächsten Schuss. Warum? Das ist einfach: Meine Welt transportiert das Lebensblut unseres Planeten.

Wer jetzt an mystische Mächte denkt oder mir die Fähigkeit der astralen Projektion zuspricht, den muss ich herb enttäuschen. Ich bin Mutter Erde keinen Schritt näher als der durchschnittliche Hausbesitzer beim Rasenmähen. Es ist kein Mana oder Qi das mich durchströmt und jeder Kunststoffchristbaum ist heller erleuchtet als meine Wenigkeit. Nein, ich habe bald gelernt, dass das Lebensblut der heutigen Gesellschaft ein anderes, wengleich mindestens genauso präzentes ist, wie seine spirituellen Pendants.

Es sind *Signale* - die Signale unserer tagtäglichen Kommunikation.

Ich *sehe* diese Signale. Ich sende sie selbst aus. Ich spreche Datenprotokolle wie andere Menschen Englisch oder Swahili. Mein sechster Sinn befindet sich auf derselben Wellenlänge wie die ungesehenen Schwingungen unserer drahtlosen Konversationen. Ich spüre jeden Ausschlag fast jedes Frequenzbandes und erkenne die Muster, die sich zu Worten oder Datenströmen zusammenfügen. Ich spreche Mobiltelefon und Wireless LAN. Walkie-Talkie und kontaktlose Kreditkarte. Autoradio und Wettersatellit. Ich spreche mit dem Internet, ohne einen Computer zu verwenden. Mein Smartphone befindet sich in meinem Kopf.

Selbst hier in meiner kleinen, stickigen Wohnung am Rande der Stadt kann ich die Wellen des Äthers branden hören. Sie sind lauter als die Zikaden, die einen weiteren schwülen Sommerabend willkommen heißen. Sie übertönen gelegentlich sogar das Brummen und Hupen des

Straßenverkehrs, der zur Rush Hour die Stadtautobahn entlangschleicht. Ihr schimmerndes Rot ist kräftiger als die Farben der Werbeplakate an der Wand des gegenüberliegenden Hauses und fast so gleißend wie die Sommersonne.

Doch das schillernde Branden der ätherischen Wellen wird noch von deren *Bedeutung* in den Schatten gestellt. Das Lichtspiel ist nämlich mehr als nur hübsches Chaos: Es transportiert Information, die ich sehen, spüren und verändern kann. Wie andere den verfaulten Käse in ihrem Kühlschrank riechen, nehme ich dank meines sechsten Sinns Dinge von oft ähnlich penetranter Intensität wahr. Wie etwa die tägliche Dosis Schulmädchenporno, die mein Nachbar gerade aus dem Internet lädt oder die Aufnahmen der versteckten Kameras, an denen sich der Hausmeister nächtens ergötzt. Am Rande meiner Wahrnehmung höre die Chipkarte des Briefträgers, die gerade den Haupteingang des Wohnhauses entriegelt. Ich sehe den Text, den die Frau unten auf der Straße per SMS an ihre Freundin sendet und höre das Telefongespräch des spazierenden Geschäftsmannes mit seinem Assistenten auf der anderen Seite des Planeten.

Ist diese absonderliche Gabe ein Fluch oder ein Segen? Ich weiß es nicht. Sie macht mein Leben jedenfalls ungemein *lauter*. Denn trotz der glücklicherweise beschränkten Reichweite meiner internen Antenne werde ich zu jeder Tages- und Nachtzeit mit Gesprächen bombardiert, die ich eigentlich nicht hören will. Ich sehe jede Banalität, die über Kurznachricht oder Instant-Messenger ausgetauscht wird. Polizeifunk und Satellitenfernsehen begleiten mich auf Schritt und Tritt. Ich lese vertrauliche E-Mails an schattige Geschäftspartner und höre Menschen beim Telefonsex zu.

In meiner Nähe sind Geheimnisse nicht mehr geheim.

Ein guter Freund hat mich einmal gefragt, was ich mit all dem Wissen um die finsternen Machenschaften der Mächtigen anstelle, die ich zweifelsohne tagtäglich belauschte.

Meine Antwort war ein wohl ernüchterndes Schulterzucken gewesen.

Schließlich tat ich das, was die meisten Leute in einer gesteckten vollen U-Bahn auch taten: ich versuchte krampfhaft, nicht zuzuhören. Die wenigen zweifelhaften Dinge, die ich dennoch mitbekam, wusste ich geübt zu ignorieren. Trotz meiner offen gleichgültigen Einstellung drängte mich der besagte Freund regelmäßig, meine Fähigkeit für das „Allgemeinwohl“ einzusetzen. In seinen Augen hatte die Öffentlichkeit die Wahrheit verdient, die der Äther pausenlos an mich herantrug. Er war sogar so weit gegangen, mir einen zu seiner Idee passenden Namen zu verleihen:

Verity – Wahrheit.

Ich weiß bis heute nicht, warum ich diesen bedeutungsschweren Namen angenommen habe. Vielleicht war es der damalige Mangel an Alternativen oder die klitzekleine Versuchung, seiner Forderung nach Enthüllung nachzukommen. Es wäre sicherlich ein amüsantes Experiment zu probieren, wie viel Wahrheit die Welt tatsächlich verträgt. Mein Tipp? Nicht sehr viel. Das habe ich bereits ziemlich am Anfang meiner Reise herausgefunden.

Anfang. Immer wieder stolpere ich über dieses Wort. Ich hasse Anfänge – und Anfänge hassen mich. Das sieht man unter anderem an meiner eigenen verrückten Geschichte, die keinen richtigen Anfang besitzt. Sie beginnt nämlich nicht mit einer glücklichen Kindheit in einer Familie wandelnder Antennen, sondern vor ziemlich genau sechs Monaten an einer verlassenen Straßenkreuzung.

Wenn ich die Augen schließe, sehe ich die Szene bildlich vor mir. Es hat geregnet damals – schwere Tropfen prasselten auf den nassen Asphalt. Das Wasser bildete kleine Rinnsale, die an den Scheiben der parkenden Autos herabflossen. Wo sich Regen und Blechdächer trafen, entstand Musik – ein Konzert tausender kleiner Trommeln. Ich weiß nicht mehr genau, wie lange ich an dieser Kreuzung gestanden habe. Eingebrennt hat sich nur das Gefühl, welches die mir am

Körper klebende Kleidung hinterlassen hat: Nass, rau und schwer.

Damals wie heute gelingt es mir nicht, die Uhr weiter zurückzudrehen. Wie so viele Heldinnen in so vielen anderen Erzählungen kann ich mich nicht erinnern, was vor sechs Monaten und einem Tag passiert ist. Oft stelle ich mir die Frage, ob das an der Faulheit des Autors meiner Lebensgeschichte liegt oder an einem Unfall, der mich in eine signaldurchzogene Traumwelt verfrachtet hat. Letzteres würde zumindest so einiges erklären.

Obwohl mich die Fragen nach dem „wer“, „was“ und „woher“ schon mein ganzes kurzes Leben lang begleiten, möchte ich an dieser Stelle nicht weiter darüber nachgrübeln. Die Antwort wird sich auch dann nicht aus dem Äther manifestieren, wenn ich es mir jede wache Minute herbeiwünsche. Ich muss es wissen – ich habe es ausprobiert.

Sechs Monate sind vergangen und ich fühle mich immer noch wie eine Touristin in einem fremden Land. Ich spreche die Sprache, kenne die Gebräuche – wenn auch nur auf dem Niveau einer übermotivierten *Lonely Planet* Leserin – und werde trotz meines etwas exotischen Aussehens von meiner Umgebung toleriert. Mehr oder weniger.

Von meiner Straßenkreuzung aus hat es damals nämlich nur etwa drei Minuten und fünfzig Meter gedauert, bis mir mein äußerlicher Unterschied zu den anderen Zweibeinern recht plötzlich bewusst wurde. Die ältere Frau mit ihrem blauen Regenschirm hat nicht etwa geschrien, nein. Sie hat auch nicht die NASA gerufen. Sie hat lediglich den Kopf geschüttelt und etwas von ‚Karneval‘ und ‚jungen Leuten‘ gemurmelt. Das Spiegelbild in der nahen Scheibe eines geschlossenen Geschäftes hat mir schließlich den Grund ihrer Reaktion verraten: Meine Haut hatte nicht etwa die blassrosa Farbe der sonnenscheuen Passantin, sondern erinnerte mehr an den rötlichen Teint eines gekochten Hummers. Mandelförmige Augen zierte ein schmales Gesicht.

Das schulterlange Haar war kohlrabenschwarz und strähnig – die Ohren eine Nuance zu lang.

Dieses Erscheinungsbild hat mir im Laufe der Zeit viele Namen eingebracht, von denen nur wenige schmeichelhaft waren. Die Beschreibung eines späteren Freundes – der mit der liberalen Ansicht zu fremden Daten – gefällt mir da noch am besten. Seiner Meinung nach sehe ich aus wie eine Mischung von mindestens drei Seite-1 Ergebnissen der Google Bildersuche: Lilith, der missverständene Dämonenkriegerin aus der jüdischen Mythologie, einer etwas verkümmerten Elfe aus ‚Herr der Ringe‘ und einer asiatischen Version von Pocahontas.

Je länger ich über seine Beschreibung nachdenke, desto besser gefällt sie mir. Ich sehe aus wie ich mich fühle: wie eine tollpatschige Ergänzung zu einer ohnehin schon verrückten Welt.

Fassen wir zusammen: Mein Name ist Verity. Ich bin eine Anomalie, eine Laune der Natur. Meine Magie nutzt das Mana einer vernetzten Welt. Ich wurde in meinem kurzen Leben schon Göttin und Dämonin genannt und kenne mehr persönliche Details aus den Leben der Menschen als die NSA. Nun ja, beinahe zumindest.

Mein Tagebuch ist ein alter Notizblock, dessen Seiten langsam zur Neige gehen. Das spielt aber keine Rolle – schließlich bin ich viel zu inkonsequent, um das Projekt einer lückenlosen Dokumentation meines Daseins wirklich durchzuziehen. Diese Seiten waren definitiv die ersten und letzten, die ich je zusammenspinnen werde.

Ab morgen lebe ich wieder in der Gegenwart. Ab morgen erlebe ich wieder den normalen alltäglichen Wahnsinn und bete zu den gesichtslosen Gottheiten, die schon so viel mehr über uns wissen als unsere engsten Freunde.

Die Götter des digitalen Reiches. Sie sind Konzerne und Regierungsbehörden. Datenkraken und Informationshändler.

Meine Gleichgesinnten. Meine körperlosen Kollegen im weltweiten Netz.

Dei in machina.

Oder so ähnlich.“

Über den Autor

Robert Luh ist Researcher am Institut für IT Sicherheitsforschung an der Fachhochschule St. Pölten, wo er kürzlich auch seinen Master-Abschluss erworben hat.

Neben der Computer-Sicherheit gilt seine große Leidenschaft den imaginären Welten: Seit 2011 ist er als selbstpublizierender Hobby-Schriftsteller tätig. ‚Verity‘ ist Roberts dritter, aber erster deutschsprachig verfasster Roman.

Sein Erstlingswerk, das Science-Fiction Buch ‚Searing Star‘, behandelt die weitreichenden Konsequenzen von aggressiver Fremdenangst in einer düsteren Vision des 22. Jahrhunderts.

‚Collision Domain - Six Ways to Kill by Hacking‘ erzählt die technisch authentische Geschichte einer Jagd nach einem gefährlichen Cyberkriminellen, der eine ganze Großstadt in Atem hält.